

TITEL

Selbst die Gefühle *werden klamm*

Im letzten Winter tauschte **Friederike Grabitz** ihr Lübecker Altstadthäuschen gegen eine Lodge mit Palmenterrasse in Südindien. Ihre erste Erfahrung war eine Lektion in Regenkunde während der dortigen Jahrhundertflut



Im Oktober ist Südindien ein heißes, vertrocknetes Land. Motorräder knattern in Wolken aus rotem Sand über die Pisten zwischen den verstreuten Siedlungen. Sechs reglose Monate lang stand die Luft schwer über einer flach atmenden Erde, die Bäume sind staubgrau und kraftlos, der Dorfsee ist eingeschrumpft zu einer schlammigen Lache. Im Bundesstaat Tamil Nadu wartet man auf Regen.

Vor langer Zeit habe ich hier meinen ersten Monsun erlebt, der war so schön wie ein Wong-Kar-We-Film aus Indochina. Damals öffneten sich in der Morgendämmerung himmlische Schleusen und hüllten die Welt in ein mächtiges Prasseln. Ein zweiter, warm brausender Guss am Nachmittag absorbierte Farben, Töne und Gerüche und schuf eine weichgezeichnete Zone jenseits der Dinge. Zwischen zwei Lidschlägen kam damals der Regen, zwischen zwei Lidschlägen hörte er auf. Dann war der Himmel über den tropfenden Bäumen wieder gleißend hell und rein gewischt, als sei der plötzliche Wolkenbruch eine Halluzination gewesen.

Monsun bedeutet »Jahreszeit«, nach seinem arabischen Herkunftswort »mausim«. Er ist ein großflächiges tropisches Tiefdruckgebiet mit Passatwinden, die Zyklone heißen, wenn sie sehr stark sind. Der Monsunregen ist uralte. Seit Jahrtausenden wandert er immer von Mai bis September und noch einmal von Oktober bis November quer über den Kontinent. In den Regionen Südasiens kommt er zu unterschiedlichen Zeiten und unterschiedlich stark. In unserem Bundesstaat, Tamil Nadu, fallen mit den Monsunwinden im Schnitt insgesamt 900 Millimeter Regen pro Quadratmeter. Damit verdankt er ganze 80 Prozent seines Regens dem Monsun, der überflutete Felder hinterlässt, bereit für den Reisanbau, aufgefüllte Wasserreservoirs und in manchen Jahren eine Schneise der Zerstörung.

Anfang November: Manchmal regnet es jetzt nachts. Ich wache dann auf und höre himmlische Bäche auf die Palmblätter peitschen, auf das Terrassendach trommeln und die Regenrinne hinunterstürzen. Lange schaue ich auf den Riss in der Steindecke, die mich vom Regen trennt. Über uns ist ein Flachdach mit Betonbrüstung, eine Treppe tiefer, ebenerdig, wohnen unsere Vermieter. Außer Krähen und Streifenhörnchen verirren sich selten Tiere zu uns hinauf. Jetzt kommen sie, eine Armada aus Flücht-

lingen. Zuerst sitzt eine riesige, wunderschön braungelb gemusterte Kröte neben der Tür. Dann suchen Kolonien winziger roter Ameisen Zuflucht im Haus. Sie fallen über das Essen her, sie krabbeln in Schraubgläser. Sie zirkeln mit ihren Straßen den Raum ab, Wände hinauf, Wände hinunter, und bauen Nester im Computer.

In weniger als zehn Jahren ist aus dem Segen ein Wetterchaos geworden – begleitet von immer mehr Stürmen

Die Außenwelt ist morgens warm und neongrün. Dann sind die Blätter der Mangobäume rein gewaschen und die Sträucher übersät von weißen und rosa Blüten.

Mitte November: Wasser ist nun immer und überall. Ein Zyklon weht den Staub und die Hitze mit einer einzigen großen Geste fort. Er rüttelt an den Bäumen und fegt durch die Mückengitter die Fensterbretter leer. In der Küche liegen Scherben. Ostwind drückt Regen hinein, auf dem Boden sammeln sich Pfützen, die sich gleich nach dem Aufwischen erneuern. Draußen poltert es, wenn eine Kokosnuss auf die Terrasse fällt. Die mächtigen Bäume biegen sich dramatisch. Was passiert, wenn sie umfallen? Wird das Dach ihr Gewicht halten, wird es einbrechen? Zwischen Hunderten Bäumen verstreut liegen die sieben Häuser unserer Community, am Dorfrand, aber eigentlich in einem Wald. Soll man nicht bei starkem Wind die Wälder meiden? Am Nachmittag lässt der Sturm endlich nach. Ein Aufatmen in der Siedlung. Unsere Vermieter sind von der Furcht der letzten Stunden noch blass. Sie erzählen, dass vor einigen Jahren ein Drittel der Palmen in einem Zyklon umgeweht wurde. Viele Bäume stehen nun schief, aber sie haben überlebt. Der Garten ist übersät von Palmwedeln. Kinder sammeln sie und bauen daraus eine Hütte.

Nach dem Sturm ist die Landschaft eine andere. Umgestürzte Strommasten versperrten die Straßen. Sie sind fast alle ungeteert und führen jetzt durch rotbraune Tümpel. Ausflüge auf dem Mofa werden zur Mutprobe: Können wir eine Pfütze durchfahren, oder verbirgt sich darin ein Abgrund? Zum ersten Mal sehen wir das Dorf fast menschen- ➤➤

leer. Die Fisch- und Gemüsefrauen, die ihre Ware auf einer Decke am Straßenrand angeboten haben, sind verschwunden, die Kleiderläden verstecken ihre Auslagen unter dicken Plastikplanen. Es gibt jetzt ohnehin keine Touristen, die als Kunden infrage kämen. Alle kaufen nur das Nötigste. Die wenigen Straßenlaternen im Dorfzentrum flackern wie ertrinkende Irrlichter.

Schon nach wenigen Tagen gehen unsere Motorbikes in Dauerstreik. Wir werden Stammgäste im Bike-Rental unter dem alten Banyan-Baum, wo Mechaniker im Pennäleralter in Serie Zündkerzen ausbauen und sie mit alten Lappen liebevoll trocken reiben.

Die Leute erzählen, der Monsun habe sich verändert. Dass der Regen jedes Jahr zur gleichen Zeit beginnt und über Wochen ein paar Stunden am Tag kommt, so wie früher, das kennen die Kinder von heute nicht mehr. Durch die Erwärmung der Erdatmosphäre haben die Menschen die Monsun-Jahreszeit verändert. In weniger als zehn Jahren ist aus dem Segen ein Wetterchaos geworden – begleitet von immer mehr Stürmen. Nach Aufzeichnungen des US-Hurricane-Zentrums gab es bis in die 1980er Jahre in den indischen Ozeanen pro Jahrzehnt einen Sturm mit mehr als 200 Stundenkilometern. In den 90er und 2000er Jahren waren es 13 pro Jahrzehnt, und zwischen 2000 und 2015 hat Indien schon acht starke Zyklone erlebt.

Ende November eine Sintflut, Zyklon Nummer zwei in nur einer Saison. Es regnet drei Tage und zwei Nächte durch, bis der Pegel 245 Millimeter Wasser anzeigt. Das ist ein Drittel der jährlichen Regenmenge Deutschlands – in nur drei Tagen. Die Nachbarn sprechen vom heftigsten Niederschlag seit zwanzig Jahren; wenige Stunden später werden aus den zwanzig Jahren hundert.

Das Wasser ist unerschöpflich. Der Verstand kann nicht erfassen, woher die Fluten kommen und wohin sie gehen. Sie durchnässen die Kleider binnen Sekunden bis aufs Herz. Noch nach zehn Minuten schüttet es, als seien himmlische Dämme gebrochen. Eine Stunde, einen Nachmittag, eine Nacht später ist die Luft noch immer durchtränkt von dieser Wand aus Wasser. Es ist ein Regen in Potenz, in Großbuchstaben – einer, der alle anderen Regen klein werden lässt.

Die Luftfeuchtigkeit ist jetzt so hoch, dass der Unterschied zwischen drinnen und draußen nur



Wie lebt es sich ...

noch in der gefühlten Schwimmgeschwindigkeit liegt. Der Alltag wird unbequem: Immer mehr Dinge sind jetzt weich und wellig, Papier, Stoff, Leder, sogar Holz. Ich wische die grauweiße Patina mit Essigwasser ab, am nächsten Tag ist sie wieder da. Lederschuhe fallen dem Schimmel als Erstes zum Opfer, bald folgen stockfleckige Kleider und Notizbücher. Gewürze verderben im Glas. Das Schlafzimmer wird zur Wäschekammer, wo der Ventilator durchläuft – wenn es Strom gibt. Nach einer Woche sind die Kleider immer noch klamm. Auch die Gefühle werden klamm: Was, wenn es einfach nicht mehr aufhört zu regnen? Ich kann mich nicht erinnern, wie der Himmel ausgesehen hat ohne tief hängende Dunstglocken.

Die langen indischen Nächte, die früh und ohne Vorwarnung hereinbrechen, gehören den Lurchen. Die tausendfachen Stimmen der Zikaden und die lang gezogenen Pfliffe des Brainfever-Kuckucks, der unsichtbar Tag und Nacht sein Cou-Cou über die Dächer gepfiffen hat, werden nun längst übertönt von den Liebesgesängen der Frösche. Sie sind so laut, dass sie uns bis in die Träume begleiten. Die Gewässer gurgeln aus Tausenden Kehlen. Tragende, traurige Klänge in bräsigem Bass schallen aus dem Dunkel, untermischt von zögernden, knar-



... während der Sintflut?

zenden Akzenten. Im großen See verschmelzen einzelne Stimmen zu einem breiten Klangteppich, der alles übertönt. Ich beginne eine Kartierung, eine Soziografie der Lurchchöre. Jedes Wasser hat andere Klangkulturen. Die ambitioniertesten Sänger leben in neu entstandenen kleinen Tümpeln. Es gibt tiefe, melodiose Stimmen und Background-Partituren, Lieder mit dramatischen Pausen und Wechselgesänge, Gospels und Soli. In manchen Teichen verstummen die Lieder, wenn Motorräder vorbeiknattern, in anderen werden sie lauter, um die Störung zu übertönen. Sogar in unserem Garten hat sich spontan eine Boygroup gebildet, die schnell Zulauf bekommt. Die vielstimmigen Sinfonien der Frösche und Kröten werden zum Soundtrack der Monsunzeit.

Lagerkoller treibt uns in die tiefer gelegenen Dörfer am Meer. Wir haben Wasser erwartet, aber nicht das Desaster, das wir dort vorfinden. Welch ein Luxus ist unser Betonhaus auf seinem Sockel! Unsere Ungeduld, die Stunden ohne Strom, der Schimmel und die Ameisen verblassen zu Fußnoten angesichts der dunklen Lehmhütten mit den viel zu schmalen Palmdächern. Hier hat sich unsere Pfützen-Mutprobe zu einer Naturkatastrophe ausgewachsen. Zwischen Dorfgasse und Mauern sind die Kanäle

angeschwollen zu Bächen und schwemmen alles fort, was nicht nagelfest ist. Die Menschen leben in rotbraunem Schlamm. Sie sind Myriaden von Insekten ausgeliefert, ihre Fußsohlen sind perforiert von Parasiten, und morgens liegen Knäuel aus Wasserschlängen vor der Schwelle. Im Dorf wird die Ungleichheit der indischen Gesellschaft greifbar und sichtbar, wenn man nach unten schaut: Ob ein Haus ein Fundament und einen Steinsockel hat oder direkt auf die Lehmerde gebaut ist, entscheidet darüber, ob es überschwemmt wird oder nicht. Reiche und Arme leben hier oft Tür an Tür, und doch trennen sie Welten.

Wir rechnen mit Verzweiflung bei den Flutopfern, die alles verloren haben, und finden freundlichen Gleichmut. Immer bietet jemand einen Platz unter seinem Schirm an. Die selbstsichere Ruhe, mit der die Frauen ihren Sari heben und durch das waten, was einmal ein Weg war, die Ausgelassenheit der Kinder in ihren unerklärlich blitzsauberen Schuluniformen, es fühlt sich unwirklich an. Schützt ein Wahlplakat auf dem Dach wirklich gegen einen solchen Regen? Wie lebt es sich in diesen Hütten während der Sintflut? Und wo geht man hin, wenn sie fortgespült werden? Für mich fehlt so viel in diesem flachen, gigantischen Tümpel mit Dä- ➤

chern, deren ehemalige Bewohner ratlos auf den Stufen des Tempels warten. Wo sind die Laster mit den Sandsäcken? Wo sind das Rote Kreuz, das THW, Ärzte ohne Grenzen?

Es sind Fragen, die ihnen niemand gestellt hat, nicht einmal die Nachbarn in den schwarz gefleckten, vom Wasser versehrten Häusern auf Sockeln. Eine alte Frau bricht in Tränen aus, dankbar nur dafür, gesehen zu werden in ihrem Kampf mit dem Wasser. Dass hier selbst in der Flut der Alltag weitergeht, als sei alles normal: Dieser pragmatische Fatalismus ist ein Canyon zwischen ihrer Kultur und meiner.

Anfang Dezember. In den Läden im Dorf gehen uns die Waren aus, weil die gelben Ashok-Leyland-Laster, die Lebensadern des indischen Binnenhandels, irgendwo zwischen Chennai und dem Umland festhängen. Chennai, Indiens viertgrößte Stadt, liegt drei Autostunden im Norden. Wer jetzt dort strandet, kommt nicht mehr weg, die letzte Zufahrtstraße ist gesperrt. Am Morgen ist auch bei den Zuggleisen und schließlich auf dem Flughafen Land unter. Die Bilder haben eine makabre Schönheit. Start- und Landebahnen sehen aus wie eine Lagune, die Tragflächen der geparkten Flugzeuge: gigantische Schwäne mit drohend gewölbten Flügeln.

Die Fernsehbilder aus Chennai treffen uns wie ein Schlag in den Magen. Ganze Stadtviertel liegen dort unter Wasser, Boote fahren zwischen den Häusern umher. Die Topografie der Straßen lässt sich im Muster von Busdächern und Büscheln von Kabelmasten nur noch erahnen. Familien campen unterm Dach ihrer dreistöckigen Häuser, ohne Essen und Strom, eingeschlossen von Fluten und angeschwemmtem Müll.

Selbst wenn sie fort könnten, sie bleiben, die Angst vor Plünderungen geht um. Trinkwasser ist knapp, weil die Reservoirs überspült sind. Der Zoo ist eine Seenlandschaft. Überall ragen Flachdächer wie Inseln aus dem glitzernden, spiegelnden Nass. Es könnte fast idyllisch erscheinen, wenn es nicht bewohnt wäre, wenn nicht 270 Menschen darin umgekommen wären.

Danach wird Chennai von Moskitoschwärmen heimgesucht. Wir sehen auffallend viele »Zu Verkaufen«-Schilder an dunkelfeuchten Mauern. 5000 bis 10.000 Rupien, 80 bis 160 Euro, bekommen Betroffene als Hilfe vom Staat. Es ist nur eine symboli-

sche Hilfe. Etliche Familien, die für eine Renovierung nicht genug Geld haben, müssen ihre Häuser verkaufen. Der indische Umweltminister sagt, der Klimawandel und die Länder des Westens, die ihn hauptsächlich verursacht hätten, seien mit verantwortlich für das Entgleisen des Monsuns. Globale Faktoren sind ein Grund dafür, dass die Häufigkeit und Stärke der Zykone eine neue Dimension erreicht haben. Für die immer unregelmäßigeren Regenperioden kann nach einer Studie des Instituts für Klimafolgenforschung in Potsdam zusätzlich die Luftverschmutzung verantwortlich sein, weil sie die Wärmeunterschiede zwischen Land und Meer, durch die der Monsun entsteht, angleicht. Das kann zur Folge haben, dass er in manchen Jahren ausbleibt, in anderen besonders stark und lange kommt. Während die Forscher noch rätseln, leidet die Bevölkerung: In vielen Regionen Asiens ist die Landwirtschaft von keinem Faktor so abhängig wie vom Monsun.

Monatelang wird es jetzt, wo der Regen vorbei ist, trocken und heiß sein. Es ist, als würde man ihn vergessen, sobald er geht, und er verschwindet schnell und spurlos in diesem Jahr. Unsere Nachbarn bessern die Wege aus für die nächste Saison und hören auf halber Strecke damit auf, weil man ja wieder fahren kann. Nur die Unterprivilegierten in den Dörfern, die Flutopfer in den Städten, die am dringendsten eine Atempause bräuchten, sie vergessen nicht. Sie sind vergessen worden und jeden Tag aufs Neue damit beschäftigt, im Provisorium zu überleben.

Schon nach wenigen Wochen beginne ich, den Monsun zu vermissen. Er hinterlässt einen kleinen, ständig pochenden Phantomschmerz, wenn er vorbei ist. Ich liebe ihn, auch für die Grenzen, in die er uns weist, die aufs Wesentliche führen und zum Selbst. Die ins Zentrum der Macht führen, die wir Klima nennen, und mit der unpersönlichen Unerbittlichkeit einer Riesenhand die Illusion fortwischen, Natur sei beherrschbar. Der Monsun macht mich klein, weil er so groß ist. Er unterspült die Oberflächen des Alltags, entgrenzt das Bewusstsein, schickt meine Seele auf eine Reise in die unbekannte Tiefe eines luminosen Traums, der von Extremen und von Schönheit handelt.

Der Monsun ist mehr als Regen, er ist eine Urerfahrung. ♦